

Lukas Hartmann

## Der Prinz, der keiner war

*Lukas Hartmann hat einen Roman („Bis ans Ende der Meere“, bei Diogenes) über John Webber alias Johann Wäber geschrieben. Als Expeditionsmaler war der Sohn eines ausgewanderten Berners auf James Cooks dritter Expedition in den Pazifik (1776 - 1780) dabei. An Bord war auch ein junger Mann namens Omai, der aus England in seine polynesishe Heimat zurückgeschafft wurde. Ein Lehrstück über einen „edlen Wilden“, der zwischen den Kulturen verloren ging.*



Omai, gemalt von Joshua Reynolds, Privatbesitz

Es ist eine abenteuerliche und traurige Geschichte, die ich hier erzähle. Sie ereignete sich vor mehr als zweihundert Jahren, sie spielt in der Südsee und in London, aber sie hat mehr mit

uns und heutigen Zuständen zu tun, als uns lieb sein mag. Die Hauptfigur spielt in meinem Roman eine Nebenrolle; hier soll sie im Zentrum stehen.

Omai wurde, um 1754, auf einer der kleineren Inseln in der Nähe von Tahiti geboren. Er lebte in einer festgefühten, streng gegliederten polynesischen Gesellschaft, die von Ritualen und der Befolgung von Tabus zusammengehalten wurde, und er gehörte zu einer unteren Schicht, keineswegs zum Inseladel. Eines Tages gingen zwei britische Schiffe in der Bucht von Huahine vor Anker. Es waren die „Endeavour“ und die „Adventure“ unter dem Kommando von Captain Cook, der anderthalb Jahre zuvor seine zweite Weltumsegelung begonnen hatte. Cooks Hauptauftrag war es, die Terra australis, den vermuteten fruchtbaren Kontinent nahe beim Südpol, zu finden. Omai begrüßte, mit Hunderten seiner Landleute, überschwänglich die fremden Besucher. Die Briten ihrerseits zeigten sich friedlich, sie liessen sich verköstigen, beeindruckten die Gastgeber mit Musketen- und Kanonenschüssen und bezahlten die Liebesdienste einheimischer Frauen mit Drei-Zoll-Nägeln. Das Aussehen der Briten, ihr Verhalten, die Dinge, die sie mit sich führten: dies alles brachte Omai zum Staunen. Viele Gleichaltrige äusserten die Absicht, mit den Schiffen wegzufahren und das Land, von dem die Besucher erzählten, kennen zu lernen. Omai war der Hartnäckigste von allen. Er bat und drängte so lange, bis der Kapitän der „Adventure“, Tobias Fourneau, ihn als Passagier aufnahm; warum sollte man der Londoner Gesellschaft nicht einen echten Wilden vorführen? Captain Cook war gegen diesen Plan; er zweifelte daran, ob Omai, den er für nicht besonders klug und widerstandsfähig hielt, die Strapazen der langen Reise überleben würde. Doch seinem Vizekommandanten wollte er sich nicht entgegen setzen.

So gelangte Omai nach London, wo er sogleich grösstes Aufsehen erregte und in der noblen Gesellschaft zur Verkörperung des „edlen Wilden“, des unverdorbenen Menschen avancierte, dies im Sinne Rousseaus, dessen These von der Schädlichkeit der Zivilisation damals auch in London heftig und kontrovers diskutiert wurde. Man bestaunte Omais Liebenswürdigkeit und seine Fähigkeit, sich den neuen Umgangsformen geschmeidig anzupassen. Er hatte schon auf dem Schiff Englisch zu lernen begonnen, brachte es aber darin, abgelenkt von so viel Neuem, nicht sehr weit. Der König, George III., empfing ihn bald nach seiner Ankunft und amüsierte sich über Omais stotternd vorgebrachte Anrede: „How do, King Tosh!“ Er hielt ihn für einen tahitianischen Edelmann, als den ihn seine Mentoren ausgaben. Omai lernte das Schwert zu handhaben, das der König ihm schenkte, er trug mit Stolz einen altertümlichen Brustpanzer, der dazu gehörte, lieber noch eine wallende Tunika oder ein Samtkostüm. Er wurde rundum eingeladen, er besuchte die Oper, er lief im Winter Schlittschuh, er versuchte zu reiten und fiel dauernd vom Pferd. Einige Male baute er einen Lehmofen und briet darin, zum allgemeinen Gaudium, Hühner nach seinem Geschmack. Omai war in dieser Zeit ein begehrtes Modell der Maler. Am berühmtesten wurde das Bild, das Joshua Reynolds von ihm malte. Es zeigt Omai, vor gewittrigem Himmel, in der Pose eines Prinzen, mit Turban und faltenreichem, schön gegürtetem weissen Gewand, das in keiner Weise den polynesischen Kleiderbräuchen entspricht. Diese romantisierende Darstellung – gleichsam eine optische Erhebung Omais in den Adelsstand – wurde zu einem von Reynolds bekanntesten Porträts. Die Moralisten unter den englischen Philosophen – meist waren sie Rousseau-Gegner – fanden das alles lächerlich. Der deutschstämmige Johann Reinhold Forster war auf Cooks zweiter Weltumsegelung, zusammen mit seinem Sohn Georg, als Naturforscher dabei

gewesen; er schrieb in seinem üblichen gehässigen Ton, es wäre gescheiter, Omai ein Handwerk beizubringen, statt ihm mit allerlei Firlefanz den Kopf zu verdrehen.

Nach etwa einem Jahr kühlte sich die Begeisterung für Omai ab, die High Society begann sich mit ihm zu langweilen. Omai wurde immer weniger herumgereicht und vereinsamte allmählich. Seine Förderer fanden, es sei Zeit für ihn heimzukehren. Da kam es gerade zur rechten Zeit, dass Captain Cook mit dem Kommando einer neuen Weltumsegelung, seiner dritten, betraut wurde. Die Admiralität gab ihm nicht bloss den Auftrag, die Nordwest-Passage zwischen dem Pazifik und dem Atlantik ausfindig zu machen, sondern Omai auf seine Insel zurückzubringen. Omai wollte jedoch in England bleiben, obwohl er zwischendurch von heftigem Heimweh geplagt wurde; er wusste wohl, dass er man ihm auf Huahine mit Misstrauen und Hohn begegnen würde. Da befahl der König persönlich seine Rückschaffung. So schiffte sich Omai, nach tränenreichem Abschied von echten und vermeintlichen Freunden, im Juni 1776 auf der „Resolution“ ein. Zu seinem umfangreichen Gepäck gehörten ein paar Kisten Portwein, Musketen, Zinnsoldaten, ein Globus, englisches Geschirr, eine Menge billigen Schmucks. Sogar ein Pferd war ihm versprochen worden; das sollte aber erst in Kapstadt an Bord kommen. Mit all dem hoffte Omai, seinen Status in der alten Heimat zu verbessern. Cook runzelte dieses Aufwands wegen die Stirn, aber dem König musste er gehorchen.

An dieser Stelle kommt John Webber ins Spiel. Er war ebenfalls auf der „Resolution“, und er lernte Omai auf der monatelangen Reise – über Tasmanien, Neuseeland, Tonga nach Tahiti – gründlich kennen. Webber kam 1751 zur Welt, als Sohn von Abraham Wäber, einem mittellosen Bildhauer aus Bern, der nach London ausgewandert war, um dort Arbeit zu finden. Die Familie verarmte aber völlig, und sie schickte, damit ein Mund weniger zu füttern war, den sechsjährigen Johann nach Bern zu seiner Tante Rosina, die dem Kunsttischler Matthäus Funk den Haushalt führte. Dort wuchs der Junge auf. Er weigerte sich, Berndeutsch zu lernen, und beobachtete lieber die Umgebung, die er bald schon mit dem Zeichenstift festhielt. Johann Ludwig Aberli nahm den Sechzehnjährigen als Lehrling auf und brachte ihm bei, Landschaften nach der Natur zu malen. Johann Wäber kehrte als John Webber nach London zurück, wo er zunächst die Häuser von Neureichen mit mythologischen Szenen dekorierte. Sein Ehrgeiz war es, Mitglied der Royal Academy zu werden und als Porträtist in die Fusstapfen Joshua Reynolds zu treten. Dann aber wurde ihm, völlig überraschend und nur aufgrund einer Porträts, das er bei der Royal Academy ausgestellt hatte, die Stelle als Expeditionsmaler – als Reisereporter und Dokumentarist aus heutiger Sicht – auf Cooks Schiff angeboten. John Webber war noch nie zur See gefahren, und doch sagte er nach kurzer Bedenkzeit zu. Aus Abenteuerlust? Aus enttäuschter Liebe? Man kann bloss mutmassen; Webber hat dazu nichts hinterlassen.

John Webber hielt, seinem Auftrag gemäss, auf dieser Reise vieles von dem, was er sah, mit Stift und Pinsel fest. Aber längst nicht alles. Von Anfang an unterstand er der Zensur des Kapitäns und der Admiralität. Szenen, die dem Ansehen der Briten hätten schaden können, durfte er nicht zeigen. Dazu gehörten die Auspeitschungen delinquenten Matrosen, die Cook anordnete, und die oft grausame Bestrafung von Eingeborenen, die sich, nach dem Kodex der Briten, eines Vergehens schuldig gemacht hatten. Mit Omai verstand er sich, wie die Journale der Offiziere berichten, anfänglich gut, vielleicht auch deswegen, weil beide auf ihre Weise

Entwurzelte waren. Omai ging dem Maler zur Hand, benahm sich aber immer wieder auf unberechenbare Weise herrisch oder kindlich. Oft stolzierte er, zum Missfallen Cooks, mit seinem Schwert übers Achterdecke und imitierte das Verhalten der Offiziere. In Kapstadt musste er seine Kabine, in der vier Pferde einquartiert wurden, räumen und mit einem stickigen Winkel in einem Vorratsraum vorlieb nehmen. Er steigerte sich deswegen in einen Wutanfall hinein, der fast nicht abklingen wollte. Omai hat Webber auf der langen Reise zweifellos als Modell gedient; vermutlich sind einige Skizzen verloren gegangen, oder Webber hat sie verschenkt. Immerhin gleichen die Gesichtszüge eines unbenannten Porträts deutlich dem Omai von Reynolds. Sie zeigen aber einen robusteren und weniger hoheitsvollen Menschen.

Auf den polynesischen Inseln erwies sich Omai als ungemein nützlich: Er diente, da die Sprachen sich überall ähnelten, als Dolmetscher. Das rückte ihn noch weiter in die Nähe der Briten, und wenn es darum ging, Diebereien zu unterbinden, forderte er Cook zu grösserer Härte auf. Wie sehr er die Aussagen der Inselbewohner jeweils nach seinem Gusto umdeutete, liess sich nicht herausfinden. Es fiel auf, dass er geachtet, ja gefürchtet werden wollte. Immer war er dafür, die Wirkung der Musketen vorzuführen, die Marinesoldaten am Strand paradieren zu lassen und Feuerwerke abzubrennen.

Im Oktober 1777 erreichten die beiden Expeditionsschiffe die Insel Huahine. Omai wurde kühl, ja abweisend empfangen. Erst als er kostbare rote Federn verteilte, die er anderswo eingetauscht hatte, begegneten ihm die Landsleute, vor allem die niedriggestellten, freundlicher. Noch stärker beeindruckte Omai sie, als er auf dem geschenkten Pferd und im Panzerhemd am Strand hin und her galoppierte. Cook befahl seinen Zimmerleuten, für Omai ein Haus zu bauen. Dazu kaufte er ein Stück Land von den Oberen der Insel, er liess es umgraben und allerlei Nützliches anpflanzen, englisches Gemüse, Ananas, Melonen. Omai fühlte sich von Tag zu Tag mehr als eigentlicher Herrscher der Insel und versties damit gegen alle Verhaltensregeln. Ein Neider stahl einen Sextanten, er wurde gefasst und in Eisen gelegt. Am nächsten Tag liess Cook ihm die Ohren abschneiden und danach ins Wasser werfen. Der Mann schwor Rache, er zerstörte Omais neu angelegten Garten und wurde erneut im Schiffsgefängnis angekettet. Seltsamerweise gelang ihm nachts die Flucht, die zuständige Wache wurde ausgepeitscht. Aber am Ende des Monats war Omai, nach Cooks Ansicht, gut genug installiert. Omai gab ein Abschiedsessen, dabei benutzte er zum ersten und letzten Mal das englische Porzellan; danach tauschte er es gegen mehre Äxte ein, die ihm als kostbarer erschienen. Cook hatte unterdessen erkannt, dass der Londoner Aufenthalt Omai zu seinem Nachteil verändert, ja verzogen hatte: Er war kein Einheimischer mehr, und es war schlimm anzusehen, auf welcher lächerlichen Weise er den Briten zu spielen versuchte. Schon jetzt wurde er von den Landsleuten, sobald sie ihn nicht weiter ausplündern konnten, verlacht und geschnitten. Bevor die Schiffe ablegten, kam es wieder zur grossen Abschiedsszenen, Omai umarmte alle und benetzte sie mit Tränen, an Cook klammerte er sich fest und musste mit Gewalt von ihm getrennt werden. Spätere Besucher aus Europa, die sich nach dem berühmten Omai erkundigten, erfuhren, dass er zwei, drei Jahre nach diesem Abschied gestorben war. Woran genau, wusste niemand.

Damit ist aber die Geschichte noch nicht zu Ende. John Webber fuhr mit Captain Cook weiter, er erlebte die Tragödie auf Hawaii mit, bei der Cook erschlagen wurde, er kam erst im

Oktober 1780 in London an und arbeitete dann jahrelang an dem Folioband zum offiziellen Reisebericht, der über sechzig grossformatige Kupferstiche nach Webbers Vorlagen enthielt. Ein ehemaliger Studienkollege Webbers, der Theatermacher Philippe Jacques de Louthembourg, schaute sich diese Bildtafeln an und war begeistert von ihrer suggestiven Exotik. Er fasste den Plan, Cooks Reise in einem grossen und bunten Musical – in einer so genannten Pantomime – auf die Bühne zu bringen. Die Hauptfigur sollte aber nicht Cook selber sein, sondern Omai. Louthembourg liess sich ein konfuses Libretto zusammenschustern. Darin erringt Omai die Gunst Londinas, der Tochter Britannicas, und die Briten krönen ihn, gegen den erbitterten Widerstand des bösen Spaniers Don Struttolando zum Herrscher über ganz Tahiti. Ein befreundeter Komponist schrieb die Musik dazu, die mit grossen Trommeln und polynesischen Nasenflöten irische Shanties untermalte. Louthembourg bat Webber darum, in dieser Produktion, gegen ein gutes Honorar, als Kostümberater und Kulissenmaler zu fungieren. Webber nahm an. Ich gehe davon aus, dass es ihm widerstrebte, die Wirklichkeit, die er so redlich wie möglich dokumentiert hatte, als Entertainment zu missbrauchen. Aber er tat es, vermutlich brauchte er dringend Geld. Hühnerfedern wurden rot gefärbt, Baströcke nach seinen Anweisungen genäht. Das Schlussbild Webbers – es wurde als Kupferstich berühmt – war die Apotheose von Captain Cook. Darauf wird er von Fama, der Göttin des Ruhms, und Britannica himmelwärts getragen, ewigem Ruhm entgegen. Dieses Bild verklärte Cook endgültig zum grossen und nahezu unantastbaren britischen Helden. Und was vorher auf der Bühne geschah, verlieh Omai, der damals schon tot war, endgültig die – falsche – Herrscherwürde.

„Omai or a Trip 'round the World“ wurde im Königlichen Theater von Covent Garden uraufgeführt. Kanonendonner, Blitze, ein Heissluftballon rissen das Publikum zu Begeisterungstürmen hin. Die Pantomime erlebte sechzig Aufführungen, sechs Mal sass der König mit der ganzen Familie in seiner Loge. So war Omai, der „edle Wilde“, endgültig nach den Vorstellungen jener zurechtgemodelt worden, die glaubten, ihn auf den Stand ihrer überlegenen Zivilisation „emporheben“ zu können. Allerdings begann sich beinahe gleichzeitig das Bild des edlen Wilden schon wieder zu verdunkeln; es irrlichterte zwischen gut und böse, zwischen naiv und verdorben. Dazu trug paradoxerweise gerade auch John Webber bei, und zwar mit seiner Darstellung vom Tode Cooks, die als Kupferstich in ganz Europa verbreitet wurde. Dieses Blatt interpretierte – oder verfälschte – die Ereignisse ganz im Sinn der Admiralität. Webber zeigt Cook, wie er mitten in einem Scharmützel zwischen Briten und Hawaiianern versucht, seine Marinesoldaten am Schiessen zu hindern. Gleichzeitig wird er tückisch von hinten niedergeschlagen. Man muss aber erstens wissen, wie es zum Tumult gekommen war: Cook wollte, eines gestohlenen Bootes wegen, den hawaiianischen König als Geisel nehmen. Das war für die Natives der schlimmstmögliche Tabubruch, gegen den sie sich mit aller Kraft wehrten. Und zweitens geht aus verschiedenen Augenzeugenberichten hervor, dass Cook blindlings in die Menge hineingeschossen hat. Auf Webbers Blatt indessen entpuppt sich der „edle Wilde“ plötzlich als unberechenbare Bestie, als Mörder, und das macht klar, dass man sich eben doch vor ihm hüten muss. Diese Haltung trat im neunzehnten Jahrhundert immer stärker in den Vordergrund; sie lieferte den Vorwand für kolonialistische Gräueltaten und die Zerstörung von Kulturen überall dort, wo es darum ging, billig zu Rohstoffen und Arbeitskräften zu kommen.

Webber lebte noch bis 1793. Seiner Vaterstadt vermachte er die Ethnografica, die er auf der Reise gesammelt hatte. Er starb an einem Nierenversagen, das wohl auf die Reisestrapazen zurückging. Über Omai hat er sich nie mehr geäußert.